

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 330.

Freitag, 11. Dezember

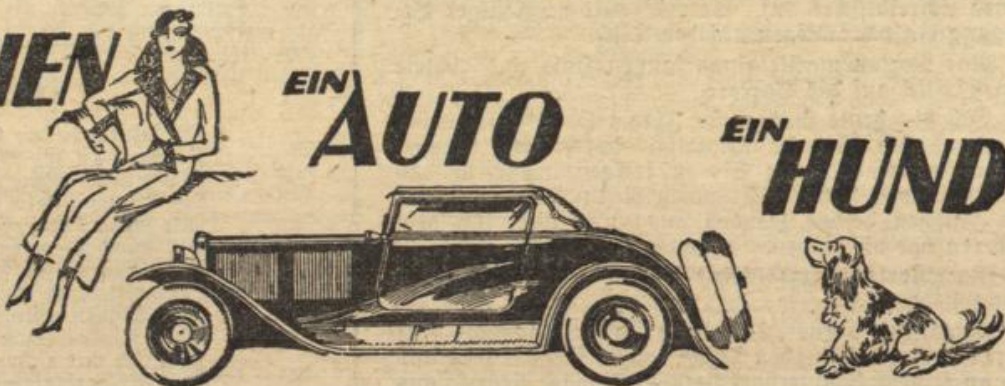
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.



ROMAN VON OLE STEFANI

(26. Fortsetzung.)

„Nicht nötig —?“ fragte Carger mit langem Gesicht. Und nun fiel tatsächlich die äußere Brille herab. Aber er fing sie mit einer geschickten Bewegung auf, ehe sie den Boden berührte. „Wollen Sie sich nicht erklären, Inspektor?“

„Das geht nicht, Verehrter!“ sagte der Inspektor und lachte gutmütig. „Im Augenblick paßt es gerade nicht. Aber Sie, Mac Norton, Sie müssen jetzt mal fürchtbar schnell mit mir mitkommen, ja? Wir haben ein paar ungemein interessante Dinge miteinander zu besprechen.“

„Ich — jetzt? . . . Gewiß — aber ich muß doch nach St. Jean telegraphieren!“

„Natürlich! Aber ich hoffe, Mr. Carger wird so gut sein, das zu übernehmen. Wollen Sie es tun, Mr. Carger?“

„Gewiß, gewiß!“ sagte Carger. „Aber was soll ich denn telegraphieren?“

„— daß nichts aus dem Safe fehlt!“ sagte Foster.

„Wie?“ stieß Mac Norton hervor.

„Wie?“ quälte Carger. „Aber Inspektor, Sie sagten doch eben selbst —“

„Das ist ja meine Sache. Telegraphieren Sie, was Sie wissen, Liebster, und nicht, was ich weiß. Drahten Sie mirnetwegen so was wie: Safe erbrochen, gesamter Inhalt vorhanden. Wird sicher untergebracht und nur Miß Janet Gregory selbst oder ihrem Vormund Martin Anderson ausgehändigt.“

„Aber das versteht sich nach unseren Bestimmungen ja von selbst, Inspektor — warum soll ich . . .“

„Sie brauchen das auch nicht zu schreiben, sondern nur —“ er dachte einen Augenblick nach. „Aber wie Sie wollen!“ Er legte seinen Arm um Mac Nortons Schulter.

„Aber Inspektor!“ quetschte Carger hervor, „ich darf doch wohl erfahren —“

„Guten Morgen!“ sagte Foster und schob Mac Norton zur Tür. „Kommen Sie, Teuerster, ich habe ein Taxi draußen warten und alle zehn Minuten läuft ein halber Schilling ab, wie Sie wissen. Ich bin ein armer Mann, los, mein Junge!“

Der Sekretär saß im Wagen, bevor er wußte, wie er hineingelangt war. Der Chauffeur schien sein Ziel zu kennen, er fuhr los, ohne daß ihm etwas gesagt worden wäre. Die Fahrt ging nach Westen.

„Wo fahren wir denn hin?“ erkundigte sich Mac Norton.

Foster saß neben ihm, ein vergnügtes Lächeln unter

seinem dicken Schnauzbart. Seine hervorquellenden Augen sahen den Sekretär von der Seite gutmütig und neugierig an. „Da hinunter — zu meinem Büro!“

„Nach Scotland Yard? Aber Inspektor, warum? Was haben Sie vor? Sie machen mich ungeheuer gespannt. Ich habe zwar solange nicht den Vorzug gehabt, Sie zu sehen — aber ich fürchte, die geschäftliche Angelegenheit, derentwegen ich nach London gekommen bin —“

„Ach, ich vergaß —“, unterbrach ihn Foster mit besorgtem Gesicht: „Mac Norton, nicht wahr, Sie werden doch jetzt nicht sagen, was etwa nachher bei der Verhandlung gegen Sie vorgebracht werden könnte, wie?“

„Was meinen Sie damit?“ Der Sekretär war bleich bis in die Lippen. „Was soll denn das heißen?“

„Was das heißen soll? . . .“ Fosters Miene nahm einen tiefbekümmerten Ausdruck an. „Um Gottes willen — habe ich das vergessen? Oh, Mac Norton — ich werde alt. Mein Kopf ist nicht mehr wie er war. Bitte, sagen Sie es meinen Vorgesetzten nicht weiter, Sie können mir unermesslich schaden . . . habe ich wirklich vergessen, Ihnen mitzuteilen, daß ich Sie verhaftet habe?“

35.

Eine Viertelstunde später saßen sie in Fosters Büro. Das Fenster ging nach der Themse hinunter und Fosters Blicke schienen, während er sprach, mit angespanntem Interesse der langsamen Fahrt eines Vergnügungsdampfers zu folgen, der an der Landungsstelle unterhalb der Westminsterbrücke anlegen wollte.

Mac Norton saß ihm gegenüber, bleich, aber gefaßt. Seine Züge trugen den bescheidenen und aufmerksamen Ausdruck eines Schülers, der zu Unrecht von seinem Lehrer getadelt wurde. Er wußte seine Worte zu wählen und brachte das, was er zu sagen hatte, in geschickter und einfacher Form vor.

„Sie können es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor einem Rätsel stehe!“ schloß Mac Norton seine lange Rede. „Ich bin mir nicht bewußt, irgend etwas getan zu haben, was das Gesetz verletzt. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was man gegen mich vorbringen könnte. Inspektor — ich habe Ihnen, als man mich aus dem Gefängnis entließ, versprochen, mich zu ändern. Ich habe es getan. Und Sie haben immer daran geglaubt, Inspektor, sonst hätten Sie mich nicht Direktor Anderson empfohlen!“

„Empfohlen . . .!“ grunzte Foster, die Augen auf den Fluß gerichtet. „Ich habe Sie keineswegs empfoh-

len. Direktor Anderson trat eines Tages an mich heran und fragte mich, ob ich ihm abraten würde, Sie in seinem Büro anzustellen. Eine Frage, die ich in dieser Form unmöglich mit „Nein“ beantworten konnte. Das habe ich nie getan. Und das darf ich auch gar nicht. Ich wünsche keine Konflikte mit dem Verein zur Besserung der Strafgefangenen. — Mac Norton, es tut mir leid, sagen zu müssen, daß Sie mich tief enttäuscht haben!“

Mac Norton lächelte verlegt: „Würden Sie die Güte haben, mir mitzuteilen —“

„Sogleich.“ Foster holte mit einem kleinen Seufzer einen Schlüsselbund aus seiner Tasche und zog ein Fach seines Schreibtisches auf. Er warf mit nachlässiger Bewegung ein paar Bogen auf den Tisch.

Mac Norton machte einen langen Hals und richtete seinen Blick auf die Papiere.

„Ich bin heute morgen in Ihrem Hotel am Strand gewesen. Ich hätte es schwerlich durchsehen können, einen Haftbefehl gegen Sie zu kriegen, wenn ich das nicht gefunden hätte.“ Er nahm einen Bogen, breitete ihn zwischen beiden Händen aus und hielt ihn dem anderen vor die Augen. „Kennen Sie das?“

Mac Norton verzog keine Miene. „Das ist — ja, was soll das?“

„Das sieht so aus . . .“ sagte Foster bedächtig — er legte das Papier auf den Tisch, beugte sich darüber und zog an seinem Schnurrbart herum — „das sieht so aus wie ein Brief, ein sehr alter Brief. Das Papier ist ganz vergilbt und die Handschrift ein bißchen unmodern. Ich schätze, er ist so vor zwanzig Jahren geschrieben worden. Richtig — hier steht auch das Datum —“, sagte er strahlend. „Ich kann fein raten, was, Mac Norton? Also sehen wir mal zu, was in dem Brief steht. Die Unterschrift lautet —“, er buchstabierte: „Margaret Gregory. . . Margaret Gregory! — Das scheint also die erste Frau von Dr. Gregory zu sein. — Und an wen ist der Brief gerichtet? — „Liebe Betty!“ beginnt er. Er scheint also für die alte Dame bestimmt zu sein, die bei Direktor Anderson die Wirtschaft führt — eine Verwandte, wenn ich mich recht erinnere, nicht wahr? — Und was steht in dem Brief? Enttäuschend wenig . . . finden Sie nicht auch, Mac Norton? Sie kennen den Brief ja? Oder —?“

„Natürlich kenne ich ihn, Inspektor Foster!“ sagte Mac Norton, etwas verzerrt lächelnd. „Sie fanden den Brief ja unter meinen Sachen. Wie würde ich dastehen, wenn ich behauptete, ihn nicht zu kennen?“

„Ungemein logisch! . . . Dann sind wir ja einig!“ sagte Foster grinsend. „Wie kommen Sie bloß zu dem Brief?“

„Ich hatte ihn eben!“ sagte Mac Norton, zum ersten Male etwas erregt. „Ich habe im Hause Anderson die Korrespondenzen zu ordnen und das da fiel mir in den letzten Tagen in die Hand. Ein Zufall, daß ich es gerade bei mir hatte!“

„Es ist nicht nur einer, Mac Norton — es sind zwei. Hier liegt noch ein anderer, der inhaltlich genau so belanglos ist. Eine Mitteilung, die eine Freundin der andern sendet. Haben Sie auch die Brieffschaften Tante Betseys zu ordnen gehabt, lieber Mac Norton?“

„An sich nicht —“, sagte der Sekretär kühl. „Aber unter Direktor Andersons Papieren findet sich hier und da auch ein Privat Schreiben, und manchmal auch eins, das an seine Cousine gerichtet war.“

„So —“, sagte Foster nachdenklich. „Sie meinen also, die Dame wäre nicht erstaunt, zu hören, daß diese Briefe in Ihrem Besitz sind? Gut. Wir können sie ja fragen. Aber ebenso beachtenswert ist das Problem, was einen Menschen von Ihrer Intelligenz wohl an diesen beiden gänzlich unaktuellen, gänzlich bedeutungslosen Briefen interessiert hat. Der Inhalt oder — wie? . . . Wollen Sie mir nicht darüber eine Auskunft geben, Mac Norton?“

Pause. „Ich sagte Ihnen ja schon —“

„Genug!“ schnitt ihm der Inspektor das Wort ab. „Wir wollen nicht Theater spielen. Sie können sich denken, daß ich auch den dritten Brief gefunden habe.“

Hier ist er! . . . Oh, meine Augen —!“ ächzte er, während er sich einen Kneifer aufsetzte. „Es ist zu schrecklich, aber ich werde alt. Also, ich lese den Brief vor. Er ist in derselben Schrift wie die beiden andern — mit Bleistift geschrieben.“

„Meine geliebte Tochter Janet!“

Vater wird Dir diese Grüße von mir geben, wenn ich nicht mehr bin. Sie sollen Dir nur sagen, wie sehr Dir Deine Mutter Glück wünscht und wie sie allen Segen des Himmels auf Dich herabfleht. Vergiß mich nicht ganz.
Deine Mutter.“

(Fortsetzung folgt.)

Vineta . . .

Oft sah ich in der Kindheit Tagen
Gelehnet an der Mutter Knie —
Wenn holde Märchen, alte Sagen
Im Dämmerchein erzählte sie . . .
Mir schien das Leben dann so wonnig,
Gar wunderbar und traumhaft schön —
Mein Lebenspfad so licht und sonnig,
Ich wollte froh ihn vorwärts geh'n. —
Doch Tränen weinte ich voll Trauer,
Mein Kinderherz ward bang und schwer —
Hört' ich mit ahnungsvollem Schauer
Von der versunkenen Stadt im Meer . . .
Wie gerne wollte ich nur laufen
Einmal in mitternächtiger Stund'
Dem Glodenläuten, das im Rauschen
Der Wellen klingt vom Meeresgrund . . .

Die Jugendzeit ist längst entschwunden —
Schnell rollte ab des Lebens Band,
Von jarten Blüten oft umwunden,
Viel Dornen ich dazwischen fand. —
Und aus des Herzens Tiefe dringen
Oft bange Töne — fern und matt —
Die wie das Glodenläuten klingen
Aus einer längst versunkenen Stadt . . .

Anna Hölz

Christmond.

Von Ossip Kalenter.

Das ist die Zeit der Wachskerzen und der Wunderwerke aus zartem, gesponnenen Glas, der heimlich geübten Klavierstücke und im verschlossenen Kämmerchen geschnittenen Laubsägearbeiten, des Nüssevergoldens und Adventsklieder-singens; die Zeit, wo die Äpfel am Kamine braten und morgens Knadmandeln in den Stiefeln stecken. Der schreckliche Besenmärtel geht um und der gute Sanft Nikolaus. Alles ist in Geheimnis gehüllt, und überall verbirgt sich fieberhafte Betriebsamkeit.

Die Hausfrau und das Dienstmädchen lesen ernst und stumm süße, klebrige Rosinen. Mandeln werden abgebrüht und schlüpfen elfenbeinweiß aus den braunen Schalen. Das duftende Zitronat, grün und zudrig, wird geschnitten. Davon kommen die Kinder herbei, und wenn ein feiner Duft von Rum durchs Haus zieht, kommt, um nichts zu verpassen, auch noch der Hausherr.

Ihm wird bei dieser Gelegenheit eine Nachschrift zum Wunschzettel überreicht, die sich auf den ersehnten Tomahawt bezieht und lautet: „Lieber Weihnachtsmann, wenn Sie kein Thomashadbeil haben, bitte ein Pfund mehr Süßigkeiten.“

Wenn es gut geht, fällt ein echter und rechter Dezember-schnee und zaubert Eisbahnen und Schlittengeltingel in die Städte.

Auf den Vorstadtplätzen, den sonst so öden und melancholischen, und den kahlen Baustellen stehen dicht gedrängt die Tannen und geben ihnen mit ihrer kleinen, heimeligen Waldwildnis das Ansehen von etwas Frohem, Trautem und äußerst Romantischem.

In der inneren Stadt aber ist das bunte und lustige Getriebe des Weihnachtsmarktes, wo man Pfefferkuchenherzen und Christkindleinshaar, Pflaumentoffeln und Wunderkerzen sieht, wo frierende kleine Jungen und Mädchen mit hellen, heiseren Stimmen ihre armselige Pracht ausrufen und der sagenhafte Schnitzelmann von Nürnberg „feil hält

in seiner Bude". („Ei schaut, da stehen Rief und Zwerg und Mohnen . . .“, heißt es in seinem Liebe.)

Zwischen den duftenden und flitternden Bretterbuden ist ein geschäftiges Gedränge. Man wärmt sich die Hände an braunen Kaffeetöpfen oder rosenschmelzenden Gläsern mit Glühwein und Grog und ißt Christstollen, Hühnerbrot oder Semmeln mit scharf gewürzten, silbernen Fischen dazu, die den vielversprechenden Namen „Russen“ tragen.

Und hier beginnen die alten, schummrigen Geschichten, die unsere Mütter so gerne lasen und in denen die tief verschleierte Frau im schweren Nerzpelz den Jungen mit den rotgefrorenen Backen und den Lamettatüten zwischen den klammen Fingern in ihren sammetgepolsterten Schlitten steigen läßt und mit ihm in ein wunderbares Schloß fährt, wo es Kuchen und heißen Tee und alle Herrlichkeiten der Welt gibt und wo lächelnd ein Graf ins Zimmer tritt und spricht: „Sieh da, Agathe, schon zurück! Und wer ist dieser kleine Gast?“

Die Sendestationen des Radios lassen jetzt die Hirtenlieder und Engelschöre erschallen, und auf Welle 361 schwingen die Glocken von Sankt Paul durch die weite, stille Welt.

In den Theatern ist ein ungeheurer Verbrauch an Wattenbärten, Weihnachtssternen, künstlichem Schnee und schönen Ballettbeinen. Der Regisseur fühlt sich bewogen, sämtlichen mitwirkenden Kindern ein Vater zu sein, und die Heroine stülpt sich, zum Äußersten entschlossen, die gold-blonden Locken einer guten Fee über den Büßtopf.

O du gnadenreiche Zeit!

Jetzt begibt sich Kommerzienrat Guldenspennig, um seiner Familie nicht die Weihnachtsfreude zu rauben, ins Sanatorium. Raze kreiert eine neue Nummer als Weihnachtsmann: prima Kassendiebstahl bei offener Vordertür; die Angestellten werden zuvor mit Äpfeln und Nüssen beschenkt. Und der Kellner Meyer in dem die Welt bedeutenden Literaturcafé stellt jetzt an die Stammtische, mit zwinlerndem Blick zum Eingang, die Frage: „Wissen Sie, was vor der Tür steht?“, um denen, die es nicht wissen, strahlend zu verkünden:

„Weihnachten!“

Eine Handvoll Heu.

Von Heinz Scharpf.

Hannelore, Doktor der Philosophie, hat Mathematik studiert, offenbar um die in weiten Kreisen verbreitete Ansicht zu widerlegen, daß Frauen nicht rechnen können.

Dann zählte sie einfach bis drei — und schon war sie verheiratet. Mit Hugo.

Hugo war doppelter Doktor; mithin waren also genügend Doktoren im Haus, Wissenschaft am laufenden Band für eine kleine Wirtschaft im Ausmaße von drei Zimmern und einer Mädchenkole.

Schade, daß Hannelore nicht zuerst die Hauswirtschaft gelernt hatte, denn die hohen Ziffern, mit denen die höhere Mathematik sich die Zeit vertreibt, ließen ihr die kleinen Summen, mit denen sie im Haushalt rechnen mußte, allzu winzig erscheinen. Trotzdem war sie eine musterergültige Hausfrau. Nicht umsonst war sie in Sachen geboren.

Das junge Paar hatte viele Hochzeitsgeschenke erhalten, lauter schöne Sachen, die man mit Anstand wieder weiter verschicken konnte. Doch auch Wertvolles wurde ihm überreicht. So zum Beispiel von Großmutter das Buch: „Nützliche Winke für die Hausfrau“.

Eines Tages kaufte Hannelore einen Eimer für die Küche. Der Eimer roch, nach frischer Eimer Art, recht aufdringlich nach Farbe. Je individueller einer angestrichen ist, desto penetranter macht er sich bemerkbar. Daraus wurde er mit H_2O und Na_2CO_3 gewaschen, was ihn sichtbar erfrischte, aber er roch seelenruhig weiter. Hannelore griff verzweifelt nach den nützlichen Hinweisen und suchte nach einem Rezept zur Entfernung des hartnäckigen Geruches. Bald hatte sie eines, das wie auf den Kopf traf.

„Neue Eimer haben meist einen Farbgeruch an sich, er läßt sich leicht wegbringen, wenn man in das Geschir eine Handvoll Heu und Wasser gibt.“

Doch ein treffliches Buch, Großmutter's Winkelelebuch! Hannelore rief gleich nach der Wirtschaftsassistentin, einem Mädchen namens Monika, das zwar drall, aber durchaus nicht vom Lande war.

„Monika“, sagte sie, „der Eimer riecht noch stark nach Farbe, geben Sie eine Handvoll Heu und Wasser hinein, das wird den üblen Duft vertreiben.“ Sie sagte das, als hätte sie das schon hundertmal ausprobiert. Sie renommierete vor dem Mädchen gern mit ihrem Wissen aus dem Schapfläulein, wie einer, der mit seiner Weisheit prunkt, die er jeweils heimlich aus dem Konversationslexikon schöpft.

Monika goß Wasser in das Gefäß und suchte darauf nach Heu. Aber so komplett die Küche ansonsten eingerichtet war, Heu wollte sich keines vorfinden, weder unter den Gewürzen noch unter den Hülsenfrüchten, auch nicht unter den Waschlappen. Monika lief, was sie in solchen verzweifelten Fällen immer tat, über die Straße zum Kolonialwarenhandeler und schäuferte mit ihm eine halbe Stunde. Heu hatte der Mann natürlich keines auf Lager, weder offen, noch in Konserven. Und auch der Obstmann, der Milchmann, der Kohlen-, der Gas-, und der Eisemann, ebenfalls Schäferfreunde Monikas, verfügten über keines. Sclandal, da befand man sich in einer Großstadt und nirgends war ein Büschel Heu aufzutreiben. Was nützt dann das trefflichste Buch, das die erprobtesten Ratsschlüge gab, wenn ihre Ausführung an einer so albernem Frage scheiterte.

Hannelore telefonierte Hugo an. „Ach, Liebster, sei so gut und bring' mir nach Büroschluß doch eine Handvoll Heu mit.“

„Gern, mein Schatz“, beeilte sich Hugo zu sagen, wie alle Ehemänner im Anfangsstadium, da sie noch jeden Wunsch ihrer Gattin zu erfüllen trachteten. Und er brachte gleich beim Gabelfrühstück im Katscheller die Sache vor. „Sie, Ober“, rief er, „kann ich bei Ihnen etwas Heu haben?“

„Nur wenn es auf der Speisefarte steht“, antwortete gezwungenermaßen der Kellner, „sonst müßte es frisch gemacht werden.“ „Rein“, meinte Hugo, „Heu! Verstehen Sie nicht, Heu! Die Leibspeise des Rindviehs.“

Der Ober sah den Doktor mit wachsender Besorgnis an. Ein Gast, der am helllichten Tage in einem Großstadrestaurant eine Portion Heu bestellte, mußte, mit Respekt zu sagen, ein ausgewachsenes Heupferd sein.

Hierauf fragte Hugo in einer Drogerie nach. Die Verkäuferin versuchte erst, ihm Tabletten für Heubäder anzudrehen, dann ein Universalmittel gegen Heuschnupfen, schließlich einen Zerstäuber mit Heubufffällung, fast fand der gute Doktor nicht mehr aus dem Laden heraus. Nun ließ er sich ein Adreßbuch geben und mit einer Futtermittelfirma verbinden. „Hallo“, erkundigte er sich forsch, „können Sie mir etwas Heu abgeben?“

„Soviel Sie wollen“, scholl es zurück, „bei Abnahme von zehn Waggons würde sich der Preis —“

Hugo hängte rasch den Hörer auf und sprang vom Apparat zurück. Er lief auf den Heumarkt, aber der war schon seit fünfzig Jahren außer Betrieb. Schweißgebadet kam er endlich mit einem Küchlein Holzwohle nach Hause, in der frische Pflurche verpackt waren. Das verdöhlte Hannelore, die inzwischen hatte den Braten anbrechen lassen, etwas. Sie unterdrückte einen Seufzer über den ungeschickten Mann und begab sich am Nachmittag selbst auf die Suche. Lächerlich, eine Handvoll Heu müßte doch beim nächsten Droschkentritscher zu haben sein! Aber die Droschkentritscher verküßerten alle Benzin und es ging ihr nicht besser als ihrem Mann und dem Mädchen, gegen Abend kam sie ohne das Gewünschte nach Hause, nur mit einer neuen seidenen Bluse und einer entzündenden Widymaus.

Die drei Doktoren warteten nun den Sonntag ab, wo sie sich hinaus aufs Land, der klassischen Stätte des Heus, begeben wollten. Mit dem ersten Frühzug fuhrten sie los. Nach langer Wanderung fanden sie endlich ein Gehöft, wo der Hofhund nicht gleich Miene machte, sie mit Haut und Haaren aufzufressen, und trommelten den Landmann heraus.

„Hören Sie mal, verehrter Ökonom“, sprach ihn Hugo an, „können Sie uns nicht eine Tüte voll Heu aus Ihren Vorräten überlassen?“

Der Landmann legte die Hand ans Ohr und ließ sich fürs erste die Frage nochmals wiederholen, erkundigte sich zum zweiten, was eine Tüte sei, und da er gehört hatte, daß man sichlich Geistesgestörten zu Willen sein soll, begab er sich in die Scheune hinaus und kam mit einem großen Ballen Heu zurück.

Hugo gab ihm eine Mark dafür, der ganze Eimer hatte nur achtzig Pfennige darüber gekostet. Man drehte aus dem politischen Teil des Morgenblattes eine Tüte, stopfte sie voll der köstlichen Gabe, an deren Duft die Dichter sich nicht genug berauschen können.

Bei der Heimfahrt wurde der kostbare Schatz im Gepäcknetz des Coupés verstaubt und beim Aussteigen selbstverständlich vergessen. Vergebens fragte man dann im Fundbüro danach.

Drei Tage wogte hierauf in der Doktorenwohnung der Streit, wer eigentlich die Tüte hatte liegen lassen. Endlich am vierten trat plötzlich die Großmutter zur Türe herein und entschied nach Anhörung des Streitfalles: Beide! Und dann lachte sie ihr frohliches, immer noch junges Lachen, machte ein paar Schritte vor das Haus, zupfte an der nächsten Rasenfläche etwas Gras ab, ließ es in der Sonne trocknen und fertig war die Handvoll Heu.

Hannelore sah Hugo an.

Hugo sah Hannelore an.

Hannelore sagte nichts.

Hugo sagte nur: „Ja, es müßte eben zu jedem Exemplar „Nützliche Winke für die Hausfrau“ auch eine Großmutter verabsolgt werden.“

Dabei hatte Großmutter nicht mal ein Gymnasium absolviert.

* **Raum und Kraft.** Aus der Werkstatt genialer Naturforscher: Helmholtz und Herz. Eine Auswahl aus ihren gemeinverständlichen Vorträgen und Aufsätzen, eingeleitet und erläutert von Dr. E. Wildhagen. (Verlag Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68.) Wer sich die Mühe macht, den schriftlichen Aufzeichnungen von genialen Naturforschern, wie Helmholtz und Herz es waren, nachzugehen — so wie es in dem vorliegenden Buche über „Raum und Kraft“ versucht und gegliedert ist —, der wird erstaunt und dankbaren Sinnes feststellen, wie auch im umfassenden Geist eine schöpferische, klare Sprachgestaltung enthalten ist. Der Leser fühlt sich von sicherer Führerhand auf einen Gipfel des Schauens und Betrachtens geführt und vermag von dort aus in die fernen und sonst verschlossenen Provinzen der physikalischen und mathematischen Arbeitsgebiete einen Ausblick zu tun. Der Weg in dieses Land des Geistes ist sonst verschlossen durch ein magisches Tor, das seltsame Zeichen und Formeln zieren. Hinter der Schwelle dieses Tores vollzieht sich das Denken in Formen und Methoden, die weitab aller Sprachbezeichnung und schon jenseits und über aller Sprachformung liegen.

* **Rene Fülöp-Miller:** „Die Phantasmachine“. Eine Saga der Gewinnsucht. (Verlag Paul Zsolnay, Wien 4.) Die Filmindustrie erweist sich in diesem Buch, der ersten Kulturgeschichte des Film, als ein Stück Wirklichkeit von Balzac'scher Phantastik. Das große Geschäft mit menschlichen Begierden und geheimsten Leidenschaften, Fülöp-Miller gestaltet es in einem Tatsachenbericht, dem ein Quellenmaterial von bisher nie erreichter Vollständigkeit zugrundeliegt. Diese „Saga der Gewinnsucht“ zeigt, wie man Geld macht, erzählt von dem schwindelnden Aufstieg jener, die sich in einem Jahrzehnt zu Herren weltumspannender Kinotrüsts emporgeschwungen haben, das erstaunlichste Beispiel für die dämonischen Expansivkräfte des neuen Wirtschaftsealters. Fülöp-Miller führt uns in die Werkstätten der „Phantasmachine“, in die seltsame hegenische Hollywood, wo mit kühler Berechnung aus tausend erprobten Ingredienzien immer neue Mischungen von unfehlbarer Wirkung auf die große Vielheit des Publikums zusammengebraut werden.

* **Hans Gregor:** „Die Welt der Oper — Die Oper der Welt“. (Ed. Bote u. G. Bode, Berlin.) Man wird beim Lesen dieses Buches nicht durch trockene Schilderungen gelangweilt, sondern die Spannung, mit der jeder Artikel geschrieben, hält den Leser bis zum Schluß in Bann. Gregor, einer der bekanntesten und routiniertesten Operndirektoren, gibt hier interessante Aufschlüsse aus seiner langjährigen Tätigkeit, die ihn mit allen Größen der Theaterwelt zusammenführte. Seine Erlebnisse, Kritiken, die zahlreichen Anekdoten, die über das internationale Theaterleben berichten, geben einen Querschnitt durch das Theaterleben der drei letzten Jahrzehnte. Das Buch ist mit vielen Illustrationen und Facsimiles versehen.

* **„Die Berliner Anekdote im 19. Jahrhundert.“** Von W. Fuchs-Hartmann. (Schleffen-Verlag, Berlin SW. 11.) Als Berlin noch glücklich war, da dachte man nicht an Hochhäuser und Verkehrstürme, und niemand hätte geglaubt, daß das Adreßbuch einmal aus drei riesigen Wälzern bestehen könnte. Man schrieb das Jahr 1800 und Soudsowiet und war weit, weit von der ersten Million Einwohner entfernt. Der alte Heim lebte da noch, und Papa Brangel warf seine Kuhhändchen für die „Damen“, Lenne schuf seine schönen Gartenanlagen, und Shadow schenkte uns den Siegeswagen für das Brandenburg Tor. Madame Duttre beschäftigte die Berliner Gesellschaft, und Mutter Gräbert tat was für Gemüt und Bildung. Das alles ist in dem mit vielen zeitgenössischen Kupferstichen und Originalzeichnungen ausgestatteten Buch von Werner Fuchs-Hartmann gesammelt worden.

* **Erich Kästner:** „Fabian“. Die Geschichte eines Moralisten. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin.) Ein echter Kästner — bei aller Realität aus dem Seelischen schöpfend, voll Wit, Satire, Ironie und tiefer Bedeutung, so ehrlich in allem, daß der Leser tief erschüttert wird. Wie sein Fabian, ist Kästner ein Moralist, der auf den Sieg der Anständigkeit hofft, wie ein Ungläubiger auf Wunder. Moral, meint er, sei die beste Körperpflege, und indem er die Unmoral schildert, stellt er sie bloß. Weder sein Ernst, noch sein Lächeln sind Maske, denn Kästner hat den Menschen ins Herz gesehen. Dieser Fabian ist das Opfer einer führungslos gewordenen Menschheit. Ein schwacher, aber wertvoller Mensch, ein Nichtschwimmer in übertragener

Bedeutung, der im Strudel der Gegenwart untergehen muß, ein Typ unserer heutigen jungen Generation, die, hin- und hergeworfen durch die Zeitgeschwindigkeit, alles beginnen muß und nichts durchführen darf, für die überdies zwischen Ja und Nein keine eigentliche Distanz liegt.

* **Neue Scherl-Romane.** (Verlag Scherl, Berlin.) Friedrich Fretja schildert in dem „Kriegs-Kommissar des Königs“ das Schicksal eines Pastorensohnes, der ursprünglich Theologie studierte, dann aber wegen eines Duells umsatteln mußte, Philologe wurde und schließlich in die Dienste des Großen Königs trat. — Ein erster Roman der beliebten Erzählerin Sophie K. Loerz ist „Feuer im Eis“. Island, die Insel des Eises und der Gullane, hat die Charaktere seiner Bewohner im ewigen Kampf mit der Natur hart und unbegreiflich gemacht. In diese Umgebung kommt der junge Pfarrer Ove, Sproß eines alten Adelsgeschlechtes, der freiwillig übernommen hat, diesen trostigen Menschen des Christentum zu predigen. — In dem frischen und lebendigen Roman „Uns geht die Sonne nicht unter“ zeichnet Hans Richter ein Bild der modernen Jugendbewegung und ihres inneren Wollens. Jungen und Mädchen treffen sich auf einer Burg, einer weiß nicht von Stand und Herkunft des anderen; und so erleben sie eine glückliche Zeit, bis sie wieder, gekräftigt und erholt, in die Welt des Alltags zurückkehren.

* **Colette:** „Friede bei den Tieren“. (Verlag Paul Zsolnay, Wien 4.) „Ich habe Tiere in diesem Buch versammelt wie in einer Umfriedung“, sagt Colette im Vorwort, und sie läßt uns in eine wunderbare Welt sehen; eine stumme und doch so beredte Welt eröffnen diese Geschichten, eine reizender und zarter als die andere, alle von jenem Frieden durchatmet, in den der Mensch sich flüchtet, wenn er vor der lärm- und unruhigen Welt der Menschen flieht. In knappen Berichten, in kleinen Erlebnissen und Szenen lernen wir die verschiedenen Charaktere kennen und lieben, etwa die vornehme Windhündin Lola, die krank ist vor Sehnsucht nach Zärtlichkeit, oder die eifersüchtige Hündin, die die Geliebte ihres Herrn nicht leiden mag. Den Raken aber scheint Colette ihre ganze Liebe geschenkt zu haben, wir sehen ihrer viele in diesen Geschichten, am liebenswertesten die Rakenmutter, die Todesängste aussieht um ihre sechs Jungen.

* **Charles Bildrac:** „Das Kinderparadies“. Ein Roman für Kinder. (Verlag Erich Lichtenstein, Weimar.) Ein Kinderloser kauft eine kleine, schöne Insel im Mittelmeer und dorthin führt er elternlose oder verkehrt erzogene Kinder. Ins Kinderparadies; auf das „Inselparadies“. Mit dem Flugzeug. Zu einer glücklichen Jugend und einer vernünftigen Ernährung und Erziehung. Auf diese schöne Insel fliegt auch Ferdi, ein kleiner Junge. Und erfährt, daß hier erlaubt ist, was gefällt. Sicherlich keine wahre Geschichte? Aber eine Geschichte die wahr sein könnte. Von einem wirklichen Dichter nämlich ist sie erfunden und erzählt worden. Sie ist frei von jeder Albernheit und ein prachtvoller Kinder-Roman, klar, farbig und ohne jede Sentimentalität, dafür aber mit starkem Gefühl und großer Vernunft geschrieben und dennoch ganz von der romantischen Atmosphäre der „Schachinsel“ erfüllt. Die deutsche Ausgabe ist von Lena Lichtenstein sehr klar und schön übersetzt und mit reizenden Zeichnungen von Edy-Regard versehen. E. L.

* **„Zum Handweben auf einfachen Apparaten.“** Ein Beitrag zur Praxis der Gegenwart. Von Mia und Walter Richter. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Das Handweben erfreut sich seit einigen Jahren großer Beliebtheit in Schule und Haus. Kein Wunder; wie kaum eine andere Handarbeit bietet es die Möglichkeit, verhältnismäßig schnell und preiswert schöne und wertvolle Schmuck- und Gebrauchsgegenstände herzustellen. Dabei gibt es die Möglichkeit freier Gestaltung, der Betätigung eigener Neigung zu Farbe und Form. Es erzieht zur Freude am Handwerklichen im allgemeinen, praktische und künstlerische Betätigung sind hier vereint. Leichtverständliche Erklärungen der verschiedenen Techniken, die genaue Beschreibung des Materials, die bis ins einzelne gehenden, äußerst klaren Webanweisungen zur Herstellung je einer Musterarbeit für alle in Frage kommenden Webtechniken sind besondere Vorzüge des Buches.

* **Taschenbuch für Gasthausangestellte für 1932.** Bearbeitet von Karl Lürken. (Verlag: Bund der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten u. G. [christl.-nat. Berufsverband], Leipzig C. 1.) Der Inhalt ist trotz des geringen Umfangs so reichhaltig, daß es nicht möglich ist, ihn hier im einzelnen aufzuführen. Es sei daher nur hingewiesen auf die wichtigsten Bestimmungen aus dem Arbeits- und Sozialversicherungsrecht, den sachlichen Angaben und dem Adressenverzeichnis auf 28 Karten im Vierfarbendruck.